

Guten Tag, sd s sd,

vielen Dank für Ihre Artikelbestellung. Sie haben folgende Artikel ausgewählt:

29. November 2004

Inhalt

1. E-Paper / Online lesen: Blättern mit der Maus vom 29.11.2004 -
460 Zeichen
UniSPIEGEL

2. Was macht die Kunst? //: Die Einfalls-Pinsel vom 29.11.2004 -
8977 Zeichen
UniSPIEGEL

Kurz-Anleitung

• **PDF speichern:**

Sie können dieses PDF auf Ihrer Festplatte speichern. Bitte benutzen Sie das Speichern-Menü oder klicken Sie auf den  Speichern-Button Ihres Browsers.

• **PDF drucken:**

Zum Drucken benutzen Sie bitte das Drucken-Menü oder klicken Sie auf den  Drucken-Button Ihres Browsers.

Bei Fragen wenden Sie sich bitte an unseren Service:
Telefon +49/40/30 07-48 48
Fax +49/40/30 07-30 70
onlineabo@manager-magazin.de

Dieses PDF-Dokument ist ausschließlich für Ihren privaten Gebrauch bestimmt. Die Übernahme und Nutzung der Daten zu anderen Zwecken bedarf der schriftlichen Zustimmung. Wenn Sie Artikel aus Objekten der SPIEGEL-Gruppe für andere als private Zwecke lizenzieren wollen (Intranets, Websites, Archivierung für gewerbliche Zwecke), wenden Sie sich bitte an: syndication@manager-magazin.de
www.manager-magazin.de/agb/

manager-update: Der kostenlose E-Mail-Newsletter von manager-magazin.de. Jetzt ansehen und bestellen.
<http://www.manager-magazin.de/newsletter/>



INGO WAGNER / DPA

Bachelor-Absolventen der International University Bremen

Johann-Dietrich Wörner, Präsident der TU Darmstadt, über den schweren Abschied vom Diplom-Abschluss

»Den Schmalspur-Bachelor lehnen wir ab«

UniSPIEGEL: Ausgerechnet die Technischen Universitäten und Hochschulen, Aushängeschilder des deutschen Bildungswesens, tun sich schwer mit dem neuen Bachelor- und Masterabschluss. Warum?

Wörner: Wir tun uns nicht schwer, wir sind nur anspruchsvoll bei der Umstellung auf das Bachelor/Master-System – und zwar gerade weil die Ausbildung an den Technischen Universitäten weltweit ein hohes Ansehen genießt.

Um die Mobilität der Studierenden zu fördern und die Qualität der Absolventen zu verbessern, bedarf es mehr als nur der Vorgabe einer Titelbezeichnung.

UniSPIEGEL: Schadet die Abkehr von der erfolgreichen Marke »Dipl.-Ing.« dem Ruf der deutschen Ingenieurausbildung?

Wörner: Den Markennamen eines erfolgreichen Produkts aufzugeben ist immer gefährlich. Es wäre durchaus sinnvoll gewesen, die Bezeichnung »Diplom-Ingenieur« beizubehalten. Zumal die so genannte Bologna-Erklärung, auf der die Umstellung beruht, keine Titel vorgibt, sondern lediglich Studierzyklen definiert. Aber jetzt gilt es eben, die neue Marke »Master of Science« zu etablieren.

UniSPIEGEL: Die TU und TH fordern, dass der Master und nicht der Bachelor zum Regelabschluss wird. Reichen drei Jahre Studium für eine fundierte Ausbildung nicht aus?

Wörner: Wir sehen im Bachelor an den Technischen Universitäten nicht den Regelabschluss, weil die erforderlichen Qualifikationen auf dem bisherigen Diplom-Niveau nicht in drei bis vier Jahren erreicht werden können. Bachelor-Absolventen haben eine breite Qualifikation, für die weitere Ausbildung sind sie damit gerüstet. Einen Schmalspur-Bachelor mit gezielter Ausrichtung auf nur ein ingenieurwissenschaftliches Spezialgebiet lehnen die TU aber ab.

UniSPIEGEL: Was halten Sie von den derzeit diskutierten festen Quoten, die den Hochschulen vorschreiben sollen, dass nur ein bestimmter Anteil der Studenten einen Master erwerben darf?

Wörner: Die TU halten eine Quotenregelung für Masterprogramme für schädlich. Der Markt aus Studierenden und ihren Abnehmern in Wirtschaft und Wissenschaft wird wie bisher auch regeln, wie viele Studierende welchen Abschluss anstreben und wie sie damit unterkommen.



E-Paper / Online lesen Blättern mit der Maus

Was lesen Sie denn da unter dem Tisch? Wer vermeiden will, dass er im Seminar oder im Nebenjob mit dem brandneuen UniSPIEGEL auf den Knien erwischt wird, hat jetzt eine Ausweichmöglichkeit: Ab dieser Ausgabe erscheint der **UniSPIEGEL** zusätzlich auch als **E-Paper** in der gewohnten Ansicht, mit praktischer Navigation und kostenlos. Einfach die UniSPIEGEL-Seite im Internet ansteuern, dabei beschäftigt tun – und dann genüsslich blättern.

www.unispiegel.de/e-paper







JÖRG GLÄSCHER

Die Einfalls-Pinsel

Das Studium der Bildenden Kunst gilt als **attraktiv**, die Aussichten für junge Talente sind günstig wie lange nicht. Und doch werden es nur wenige zu Ruhm und Reichtum bringen.

Markus Lüpertz, berühmter Maler und seit vielen Jahren Direktor der Düsseldorfer Akademie, hat gewisse Vorstellungen von einem vorbildlichen Kunststudenten: »Ich will Schüler, die im Meer des Ideellen, im Tal des Unsinnigen und im Himmel des Genialen zu Hause sind.«

Alles klar?

Verunsichern möchte Lüpertz offenbar auch mit dem Zitat eines Kollegen, das er einem Aufsatz über seine Institution voranstellt: »Kunst ist nicht lehrbar. Es gibt keine Regeln für die Kunst; sie entsteht aus dem Menschen.«

Nicht wenige Könner halten es geradezu für ein Gesetz, dass die Kreativität keinen Gesetzen folge. »Bei meiner Arbeit lasse ich mich von keiner Regel leiten. Meine einzige Richtschnur ist mein Vergnügen«, sagte der große französische Bildhauer Auguste Rodin (1840 bis 1917), den die Pariser École des Beaux-Arts einst dreimal abgelehnt hatte. Joseph Beuys, Heros der deutschen Nachkriegskunst mit einem Lehrstuhl in Düsseldorf, hielt sowieso jeden Menschen für einen Künstler.

Nur warum muss man sie dann überhaupt studieren, die Bildende Kunst? Fest steht, dass es im 21. Jahrhundert eher aussichtslos ist, ein bewunderter, zumindest ein anerkannter Künstler zu werden, wenn man kein Abschlusszeugnis einer renommierten Akademie vorweisen kann.

Alexander Golder, 25, hatte sich als Autodidakt immerhin bereits einen Vertrag mit einer Galerie erarbeitet. Trotzdem bemühte sich der junge Maler um einen Studienplatz an der Berliner Universität der Künste. Nun ist Golder im zweiten Semester. »Es macht später ganz sicher vieles einfacher, Absolvent, möglichst auch Meisterschüler einer bekannten Hochschule zu sein«, sagt er. Das klingt bodenständig. Ein Studienberater an Golders Hochschule preist die »ungebrochene Attraktivität einer künstlerischen Ausbildung«. An den

Die »schuldlos leidende Frau« – ein Werk der Leipziger Malerin Kathrin Heichel. Die Künstlerin findet sich auf dem Titel dieser Ausgabe des UniSPIEGEL.



SABINE SAUER / DER SPIEGEL

»Helfen und warnen«

Burkhard Held, 51, ist Dekan der Fakultät Bildende Kunst an der Universität der Künste in Berlin (UdK).

UniSPIEGEL: Nach Berlin zieht es viele Studenten – nur liegt das womöglich eher am Hauptstadtflair und den vielen guten Clubs und weniger am Angebot der Hochschulen. Gefällt Ihnen das?

Held: Der Ruf der UdK ist ja nun auch nicht schlecht. Und die Entscheidung für Berlin ist gerade für Kunststudenten klug: Hier leben viele Künstler, und die Galerienszene ist sehr lebendig. Die Zahl der Bewerbungen ist bei uns konstant – sie liegt bei 500 bis 600. Etwa ein Zehntel davon wird angenommen.

UniSPIEGEL: Man sagt den heutigen Kunststudenten nach, besonders erfolgreich zu sein. Gilt das auch an der UdK?

Held: Ja. Wenn ein öffentlicher Rundgang durch die Ateliers veranstaltet wird, dann geht's vielen Studenten nicht mehr ausschließlich darum, ihre Arbeiten und ihre Arbeitsweise darzustellen. Sie hoffen, dass da Käufer kommen, sie halten Ausschau nach Galeristen und Sammlern. Der Realitätssinn der Studenten ist gestiegen. Als Professor ist man nicht nur Ansprechpartner, wenn es um Bildkorrekturen geht, die Studenten erkundigen sich eben auch, welchen Preis sie für ein Bild verlangen können.

UniSPIEGEL: Kommt vor lauter Geschäftstüchtigkeit nicht das Experimentieren, das Entwickeln einer eigenen künstlerischen Sicht zu kurz?

Held: Auch da sind eben die Professoren gefragt. Eine der größten Gefahren für junge Leute besteht darin, zu früh auf den Markt zu drängen. Da sollte man sie warnen. Wenn schließlich etwas vorhanden ist, mit dem man herausgehen kann – dann können wir ihnen helfen. Allerdings kann es nicht unser Selbstverständnis sein, den Kunstmarkt mit Nachwuchs bedienen zu wollen.

UniSPIEGEL: Die Hochschulen reagieren durchaus auf Trends des Marktes. Die Malerei junger Künstler lässt sich derzeit besonders gut verkaufen. Ihr Haus hat nun den erfolgreicheren Maler Daniel Richter als Professor berufen. Zufall?

Held: Eine Akademie, die interessant sein will, muss auch aktuelle Positionen zulassen. Natürlich ist Daniel Richter en vogue, und natürlich schauen sich derzeit viele Akademien nach interessanten Malern um. Der Zeitgeist allein reicht uns aber nicht. Wir erhoffen uns eine längerfristige Belebung für die UdK. Und keine Sorge: Bei uns steht ohnehin ein Generationenwechsel bevor, wir haben in den nächsten Jahren fünf, sechs Stellen zu besetzen.

UniSPIEGEL: Die UdK scheint elitärer zu werden. So ist es schwieriger geworden, nach dem Diplom als Meisterschüler angenommen zu werden.

Held: Uns ist die Vorstellung nicht fremd, dass am Ende die Besten besonders herauskommen sollen. Die Ernennung zum Meisterschüler ist ein Prädikat ...

UniSPIEGEL: ... das früher großzügig vergeben wurde.

Held: Wir würden uns lächerlich machen, erweckten wir den Eindruck, jeder unserer Studenten sei gleich hervorragend. Jetzt ist der offizielle Abschluss eine Absolventenprüfung. Nur die Besten dürfen ein Meisterschülerjahr anschließen. Doch so oder so: Wir fällen keine Gottesurteile; man kann auch ohne Meisterschülertitel erfolgreich werden!

23 deutschen Kunsthochschulen sind immerhin etwa 10 000 Studenten eingeschrieben; weil die Akademien auch international einen guten Ruf haben, liegt der Anteil ausländischer Kommilitonen bei einem Viertel und damit deutlich über dem Durchschnitt der Universitäten insgesamt.

Und die Zeiten für Talente »made in Germany« sind besser denn je. Nicht nur deutsche Großmeister wie Gerhard Richter oder Sigmar Polke sind international gefragt, sondern auch junge Künstler. Mit besonderer Neugier schauen sich geschäftstüchtige Galeristen daher schon in den Abschlussklassen der Hochschulen um, locken mit Verträgen und preisen ihre Berufseinsteiger dann gern als »Young German Artists« an. Wer Glück hat, darf noch vor dem Diplom in der Weltkunsthauptstadt New York ausstellen.

Fast allen Studenten der Bildenden Kunst ist durchaus klar, dass es später nur ein paar Auserwählte sein werden, die von ihrer Berufung leben können: Das durchschnittliche Einkommen liegt in Deutschland nach Angaben der Künstlersozialkasse bei bescheidenen 10 200 Euro – im Jahr.

Das Kunststudium sei eben auch »ein Abenteuer-spielplatz, auf dem man sich ein paar Jahre austobt



Schwarzmalerei ist out – an den Akademien wird viel mit

und dann feststellt, dass man mit dem Gedanken spielen muss, Taxifahrer oder Tapezierer« zu werden, sagt Walter Grasskamp, der an der Akademie in München für den kunsthistorischen Teil der Ausbildung zuständig ist. »Doch in welchem anderen Berufsfeld sind die Aussichten heute schon besser? Es gibt auch jede Menge arbeitslose Juristen.« Noch dazu fordere kein anderes Studium die ganze Persönlichkeit eines Menschen so sehr heraus wie die Bildende Kunst. Anders gesagt: Man lernt fürs eigene Leben. Ohne Leidenschaft gehe da nichts, findet Carlos, 23. Die Betonung liegt auf Leid, denn der Berliner hat es nicht geschafft, nach der Abschlussprüfung als Meisterschüler übernommen zu werden. Jetzt fürchtet er, ihm könne als Sohn einer kolumbianischen Mutter und eines amerikanischen Vaters die Aufenthaltsgenehmigung entzogen werden. Notfalls will er in New York oder San Francisco sein Glück versuchen. »Aber lieber bleibe ich hier.«

All jene, die es wie Carlos ins freie Künstlerdasein treibt, müssen frühzeitig die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Beim jährlichen Rundgang der Galeristen durch die Hochschulen etwa, durch Wettbewerbe oder eigene Aktionen.

In einem Atelier der Universität der Künste kann die Selbsthilfe so aussehen: Mehrere Kunststudenten treffen sich an einem Freitagnachmittag; die einen rahmen noch schnell ihre Zeichnungen, die anderen kochen Kürbissuppe, auch ein Nudelsalat wird

vorbereitet. Abends wollen sie eine kleine Ausstellung eröffnen, und einige von ihnen hoffen, dass ihr Professor bedeutende Leute mitbringt, vorzugsweise solche Sammler und Galeristen, die gerade auf Talentsuche sind. Ein wenig Prüfungsangst liegt in der Luft. »Der Realitätssinn der Studenten ist gestiegen«, sagt Burkhard Held, Dekan der Fakultät Bildende Kunst (siehe Interview).

Eine wichtige Hürde haben sie alle schon genommen – sie haben einen der begehrten Studienplätze ergattert. Am Anfang einer Künstlerlaufbahn stehen nun einmal die Aufnahmeprüfungen. Manche absolvieren vorweg noch einen »Mappenvorbereitungskurs«, denn von den Arbeitsproben hängt vieles ab.

Wessen Mappe an der Akademie in Karlsruhe gefällt, der darf an einer dreitägigen Eignungsprüfung teilnehmen, wer hier besteht, wird zum Gespräch mit den Professoren geladen. Von ein paar hundert Bewerbern bleiben etwa 60 übrig.

Rigoros ist die Auslese auch an der kleinsten Kunsthochschule Deutschlands, der Frankfurter Städelschule: Jedes Jahr werden etwa 25 Plätze vergeben – bei 300 bis 400 Bewerbern. Der Stress lohnt sich. Die Städelschule bringe »auffallend viele erfolgreiche Nachwuchskünstler hervor«, lobt die »FAZ«.

Also auf nach Frankfurt? Oder zieht es einen doch ins idyllische Münster und dort auf den Leonardo-Campus? Sieht man in sich eher den Maler, Fotografen, Bildhauer, Video- oder Performancekünstler – oder den Kunsterzieher? Fast alle Institutionen bieten ja auch ein Lehramtsstudium an.



JORG GLASCHER

Innere und äußere Werte: Aktzeichnen gehört zum Handwerk.



JORG GLASCHER

Farbe experimentiert.

Für den eigenen Werdegang, auch für die Arbeitsweise kann es von erheblicher Bedeutung sein, an welcher Akademie und bei wem man die Kunst erlernt. Gerade in einer Zeit, in der überall gespart und umstrukturiert wird, sollte man wissen und erfragen, was Anfänger wo erwartet.

Jede Akademie hat außerdem ihre eigene »Firmenkultur«. Die noch junge Hochschule für Gestaltung in Karlsruhe (nicht zu verwechseln mit der Karlsruher Akademie) versteht sich als Avantgarde-Labor fürs Informationszeitalter. Hier, wo die Begriffe wie »Virtual Reality« und »Hypermedia« zu den wichtigsten Fachvokabeln gehören, kann man sich etwa zum Medienkünstler und Grafikdesigner ausbilden lassen.

Andere Häuser – wie etwa die Kunstakademie in Düsseldorf – geben sich traditioneller, auch elitärer. Am Rhein legt man Wert darauf, dass »alle angewandten Bereiche, vom Kunsthandwerk über Gebrauchsgrafik bis zum Design und zur Visuellen Kommunikation, dort keinen Platz« haben.

Wer die klassische Arbeit mit Pinsel und Farbe lernen will, dürfte sein Mekka bereits vor Augen haben. Seit der Blitzkarriere des Leipziger Malers Neo Rauch, 44, in den neunziger Jahren ist der Osten Deutschlands angesagt. Insbesondere Leipzig (siehe Seite 13) und Dresden gelten als Sprungbrett zum Erfolg. Und viele Überflieger der Kunstszene kehren gern an eine Akademie zurück: als Lehrer.

So bringt der international gefragte Künstler Daniel Richter, 42, seit diesem Wintersemester den Studenten an der Berliner Universität der Künste das Malen bei. Seine Kollegin Katharina Grosse, 43,

»Kritische Köpfe«

Franz Ackermann, 41, hat es mit seinen popbunten Wandbildern zu Ruhm gebracht; er lehrt als Professor an der Kunstakademie in Karlsruhe.

UniSPIEGEL: Kunst, so heißt es, kann man nicht lernen. Was bringen Sie Ihren Studenten bei?

Ackermann: Dass Künstler wie Sterne vom Himmel fallen, dass ihre Werke durch kosmische Eingebungen zu Stande kommen – das ist ein Trugbild. Es ist durchaus ein großes Maß an künstlerischer Praxis vermittelbar und auch zu erlernen. Der Stundenplan ist immer rappellvoll.

UniSPIEGEL: Das klingt eher traditionell.

Ackermann: Es sind die Inhalte und Themen, die sich ändern. Gerade am Semesteranfang habe ich mit den Studenten darüber gesprochen. Ich habe ihnen erzählt, dass für mich der Fall der Mauer ein zentrales Ereignis war. Für die Generation, die jetzt studiert, ist

womöglich die Erweiterung der Europäischen Union ähnlich aufregend. Eigentlich geht es in der Kunst immer um die persönliche oder gesellschaftliche Identitätsfindung, um die Frage nach der Existenz. Künstler sind es, die früh auf gesellschaftliche Veränderungen eingehen sollten. Darauf weise ich hin.

UniSPIEGEL: In den sechziger und siebziger Jahren wurde gern protestiert und demonstriert – davon ist heute nicht mehr viel zu spüren. Oder doch?

Ackermann: Die Studenten – jedenfalls die in meiner Klasse – sind ganz sicher ausgeschlafen. Das sind kritische Köpfe. Die sechziger und siebziger Jahre wirken heute deshalb aufregender, weil man sich damals mit großer Geste gegen alles auflehnte – und weil die Auflehnung selbst ein Politikum war.

UniSPIEGEL: Hatten es die Kunststudenten seinerzeit leichter?

Ackermann: Noch in den achtziger Jahren musste man zwei Tage die Woche jobben, um sein Studium zu finanzieren; heute sind mindestens vier Tage notwendig. Zeit aber ist wichtig. Es reicht nicht, mit einer einzigen guten Arbeit in die Öffentlichkeit zu drängen. Der Kunstbetrieb ist hungrig, er will viel, und das stets sofort – darauf sollten die Studenten vorbereitet sein.

UniSPIEGEL: Ist es noch zeitgemäß, dass Künstlerprofessoren wie Sie im Grunde unkündbar sind? So mancher Star ist bekannt dafür, vor allem durch Abwesenheit an den Hochschulen aufzufallen.

Ackermann: Ich selbst habe zwei Jahre auf Probe absolviert. Und ich hätte nichts dagegen, würde man meine Berufung alle paar Jahre prüfen. Ebenso müssen sich meine Studenten anstrengen und ergebnisorientiert arbeiten. Ich kann wenig damit anfangen, wenn die Bemühungen nicht sichtbar werden ...

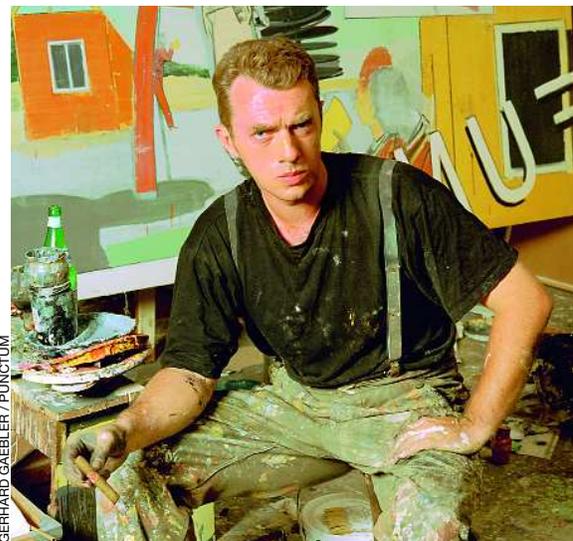
UniSPIEGEL: ... Sie meinen, wenn ein Student nichts abliefern.

Ackermann: Genau. Jemand, der mir erklären will, warum er die Leere des Raums dem sichtbaren Werk vorzieht – der muss mich dann aber schon auf höchstem kunsthistorischen, philosophischen und soziologischen Niveau überzeugen können. Anders gesagt: nach allen Regeln der Kunst.



WOLFGANG KNAPP

bekannt für ihre an die Wand gesprayten Farbexplosionen, ist Professorin an der Berliner Hochschule Weißensee. An der Akademie in Karlsruhe lehren etwa der Maler Franz Ackermann (siehe Interview) und neuerdings John Bock, 39, der gern in drolligen Installationen herumturnt und deshalb oft als »Zampano« des Kunstbetriebs bezeichnet wird.



GERHARD GAEBLER / PUNCTUM

Vorbild für Künstler vor dem Durchbruch: Maler-Star Neo Rauch

Der Ruhm eines Professors kann das Prestige einer Hochschule steigern – und umgekehrt. Auch die Studenten haben nichts gegen Prominenz; vielleicht färbt ja die Aura des Erfolgs ab. Viele strömen gerade zu der noch jüngeren Professorgeneration, zu den Mittdreißigern bis Mittvierzigern. Die sind ihnen näher – was das Alter betrifft und auch, was die Sicht auf die Welt und die Kunst angeht.

Bei Wolfgang Tillmans, 36, kann man auch einiges über Zeitmanagement lernen. Der berühmte Fotograf wohnt in London, ist weltweit viel unterwegs – trotzdem schafft er es, angemessen oft nach Frankfurt zu kommen, wo er an der Städelschule unterrichtet. »Er hat nun einmal den Ehrgeiz, eine der besten Klassen der Republik zu leiten«, meint Städelschulen-Direktor Daniel Birnbaum: »Was wollen wir mehr?«

Stichwort Ehrgeiz: Den sollten angehende Künstler durchaus an den Tag legen, gerade, wenn es ums Geldverdienen geht. Zu diesem Punkt findet auch der wundersam rätselhaft sprechende Markus Lüpertz ganz deutliche Worte. Erst kürzlich sagte er auf dem Internationalen Forum für Kultur und Wirtschaft in Dresden, dass Kunst und Kommerz zusammengehören. Und bei aller Liebe zum »Meer des Ideellen« müssten Künstler vor allem eines: »Erfolg haben.«

ULRIKE KNÖFEL